Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 21 (1872)

Artikel: Auf dem Wylerfeld bei Bern
Autor: L.v.G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-123360

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf dem Wylerfeld bei Bern.

Von L. v. G.

Jedes Bernerkind kennt den Wyler. Jenes auf der Höhe gelegene, kaum dreißig Minuten von der Bundesstadt entfernte weite, haideartige Feld. Haideartig weniger durch seine Vegetation, als durch die zeitweilig ganz besondern Beleuchtungen, welche es darbietet *). — Vormals soll ein Weiler auf dieser Fläche gestanden haben; ältere Chroniken erzählen von einem Dörflein und einer dabei befindlichen Zwing-Burg, deren Besitzer sich die „Herren v. Wyler" genannt hatten. Längst sind die Spuren solch' feudaler Herrschaft vom Angesicht der Mutter Erde verschwunden; nur das große Feld ist geblieben mit der weiten Rundschau, mit dem dichten Waldeskranz, welcher es so schön begrenzt.

Diese Rundschau würde einem Fremden, namentlich einem Bewohner weiter Ebenen, vielleicht bedeutend erscheinen; unserem verwöhnten Schweizerauge kommt sie alltäglich vor. Und doch ist sie schön! Ja, sie wird bei hellem Horizont geradezu zur Augenweide. Oder ist das duftig-wellige Band des Jura nicht lieblich? Lockt es nicht in blaue verheißende Fernen? Sind die violett schimmernden Freiburger Berge mit ihren oft weichen, oft kecken Formen dem Auge nicht

*) Nach Stettler's Berner Chronik 1520—1630.

interessant? Und vollends das Gegenüber! — Hehr und groß thront in königlicher Majestät der Alpen ewige Schönheit vor den begeisterten Blicken; das grüne Gelände, die Vorberge, Niesen und Stockhorn, leiten den großartigen Hintergrund coulissenartig ein. Fürwahr es ist herrlich in all' diese Pracht hineinzuschauen; etwa an einem lichten Sommertage mit erquickten Sinnen über dieß Feld zu eilen durch die dichten schönen Wälder zu den dort besonders pittoresken Uferabhängen der blau-grünen Gletschertochter — der Aare.

Aber auch verflossenen Winter (1871) lohnte es sich fürwahr, einen Gang auf das Militärfeld unserer Vaterstadt zu thun, weniger der beschneiten Winterlandschaft wegen, als um einen Blick auf ein seltenes buntes Schauspiel zu werfen.

Plötzlich, ungeahnt, wie ein Mährchen ans 1001 Nacht, waren die „rothen Hosen" und die französischen Käppis an unsern neutralen Grenzen erschienen, und es blieb unserem Lande keine andere Wahl, als diese „ungebetenen Gäste" doch möglichst menschenfreundlich zu empfangen und zu versorgen.

Daß die Schweiz vom Auslande her in dieser Richtung scharf getadelt wurde, dessen erinnert sich ein Jeder; wer will es läugnen, daß möglicherweise von Privaten etwas zu viel Sympathie an den Tag gelegt wurde; aber das Unglück appellirt an das Herz, und mit dem Herzen wurde geholfen — nicht mit dem berechnenden Verstande. Es gibt kein traurigeres Bild, als einen entwaffneten Soldaten, der entkräftet, hohläugig, zerrissen, sich mühsam an einem kahlen Stabe weiterschleppt, aller militärischen Abzeichen baar, es sei denn die zerfetzte Uniform. Solchermaßen langten sie an, in aufgelösten Zügen, halb todt vor Ermattung bei empfindlichster Kälte. Was Wunder, wenn es die gutherzigen Einwohner

erbarmte? Welches unbefangene Herz hätte nicht überwallen müssen vor thätiger Menschenliebe und Opferfreudigkeit!

Der Geist des Genfer Vertrags von 1864 zu Gunsten aller Elenden, Kranken und Verwundeten — das rothe Kreuz im weißen Felde — stand schön und menschlich in der Brust eines jeglichen Schweizers. So half der Mensch dem Menschen, nicht eine Nationalität der andern; — Gott sei's gedankt! Die Hände regten sich mitten im Kriege zu den Werken des Friedens und der Liebe.

Unsere friedliche Republik — von der Kriegsfackel verschont — bekam dennoch die schrecklichen Folgen des Kampfes zu Gesichte; und unsere gewiegtesten Männer des Militärwesens läugneten nicht die Lehre, welche ein undisciplinirtes, ungebildetes Heer in verneinender Weise den Landesmilizen gab.

Wir hegen nicht die Absicht, unsern Lesern zu erzählen, wie und in welcher Weise die circa 80,000 Mann nach den verschiedenen Kantonen instradirt wurden, bessere, tüchtigere Kräfte haben dieß gethan; wir möchten nur als Reminiscenz des Winterhalbjahres 1871 ein Bild entrollen von dem Lager- und Barackenleben desjenigen Theils der französischen Ostarmee, welcher gesund und kräftig genug erfunden worden, um im Freien auf dem bernischen Militärfeld Quartier zu nehmen. Kommt mit, ich führe euch so recht mitten drein.

Von den zum Lager bestimmten Internirten waren anfangs nicht allzuviele, denn zwei schwarze Gesellen begleiteten mit schattenhaften Tritten die Ueberreste von Bourbaki's Mannschaft: der Hungertyphus und die Blattern. So wurden in der ersten Zeit nur circa 600 Mann*) in den luftigen Baracken untergebracht, welche Zahl jedoch später zu dem Höhepunkt von 1055 Mann*) anwuchs. An das Lagerleben

*) Diese und ähnliche Details sind gestützt auf Hrn. O. von Büren's trefflichen Bericht.

gewöhnt, waren diese Gesunden gutwillig und gerne auf das etwa eine halbe Stunde von Bern gelegene Feld gezogen, wo der Wind zwar etwas frischer um die Nasen strich, als in den zu Lagerstätten umgewandelten Kirchen und Kasernen, wo aber auch Licht und Luft bessern Zutritt hatten und die Mannschaft freiere Bewegung genoß.

Zehn mittelgroße Baracken waren als Schlafsäle erstellt worden. Aus Brettern leicht zusammengefügt, mit hölzerner Bedachung, Fenstern und Thüren, auf stämmigen Pfählen ruhend, etliche Fuß über dem feuchten Erdreich. Der innere Raum barg inmitten einen rohgezimmerten Tisch mit einfacher Sitzbank auf beiden Seiten; längs den Fenstern liefen sich gegenüber zwei riesige Krippen mit dichtem, warmem Stroh gefüllt; keine abgetheilten Schlafplätze, keine Pritschen in schräger Stellung — nur hin und wider etwa ein alter Tornister als Kopfkissen, ein Mantel — eine Decke als Bettzeug, das war Alles; — aber es war doch ein Obdach. An Schrauben und Nägeln hatten die Soldaten ihr Hab und Gut aufgehängt, was namentlich bei den Turcos und Zuaven unordentlich genug aussah — fast bettelhaft, in schmutzigloſen Zwilchsäcken statt des Tornisters oder der Militärtasche der besser equipirten Linientruppen. Ein Wachtlokal für die schweizerische Mannschaft, ein Spritzenhäuschen für die schnell erstellte Hydranten-Einrichtung, mehrere Waarenschuppen, Verkaufsbuden, die große luftige Eßhütte und die Küchenbaracke mit eingemauerten Kesseln vervollständigten das improvisirte Lager.

Kein lebensvolleres, bewegteres Bild als ein Tag auf dem weiten Felde des Wylers; gar manchem Bürger hat es wohl gethan, einen Gang aus dumpfer Arbeitsklause da hinauszuthun; fürwahr, es hat ihn nicht einseitig zum Franzosen-, sondern zum Menschenfreunde gemacht.

Es ist der schönste Februarmorgen; noch empfindlich kalt — aber doch wärmeversprechend für die Mittagsstunden. Die Thüren der Baracken sind weit geöffnet, die Ueberbleibsel der Bourbaki'schen Armee machen ihre Morgentoilette. Die Einen säubern sich gegenseitig von den ihnen anhaftenden Strohhälmchen, sie lassen ein seltenes Instrument — einen halbzerbrochenen Kamm — von Hand zu Hand, oder vielmehr von Schädel zu Schädel gehen. Ein jüngerer Kamerad springt eilfertig um seinen Korporal herum, indem er mit großer Gewandtheit winzige Staubpartikelchen zu entfernen scheint, allein diese sind, — es thut mir leid, es meinem ehrlichen saubern Leser gestehen zu müssen — nichts anderes als die lästigen „Gewandläuse" „l'horrible vermine", wie der Franzos lächelnd sagt, indem er euch alle zweiundreißig Zähne weist.

Der Morgenwind bläst kalt; die Jüngsten haben hochrothe Wangen davon, das Mittelalter purpurfarbene Nasen, die schlotternden Turcos aber fast violette Ohren, die sie traurig hängen lassen. Die Bettdecken werden geschüttelt, die naturgemäßen Betten gemacht, d. h. mehrere mit Mistgabeln bewaffnete Soldaten belustigen sich, unter Geschwätz und Pfeifen ein improvisirtes Heufest aufzuführen und so das zusammengepreßte Material wieder luftiger aufzuwerfen. Am Brunnen geht es lustig her. Die Keckſten gießen sich unter Geschrei große Feldkessel voll eisigen Wassers über Kopf und Brust und rennen um die Wette davon, um sich von Wind und Sonne trocknen zu lassen. Die Sauertöpfischen netzen nur ein Ende ihres Mantels und fahren über Mund und Augen; während die Zuaven auch diese Anstrengung für durchaus überflüssig zu erachten scheinen und einzig bemüht sind, ihre weißen Gamaschen mit Kreide rein zu machen, resp. zu übertünchen. Doch horch, eine Fanfare erschallt, — es ist

das Signal zum Morgenkaffee*). In größern Feldkesseln wird derselbe in die geräumige Eßhütte getragen und dort vertheilt. Jeder Soldat erhält sein Blechgefäß gefüllt und eine tüchtige Ration Brod dazu. Die meisten verzehren diesen Morgenimbiß sofort an Ort und Stelle; die Frierenden tragen sich ihren Antheil in die geschlossenen Baracken, der ganze Akt ist kurz und militärisch gehalten. — — — — Nachher findet der große Tagesapell statt, unter Beiziehung schweizerischer Hauptleute und Offiziere; — noch heute kann ich vor meinen geschlossenen Augen die Unmasse von rothen Hosen vortreten und defiliren sehen. Während des spätern Vormittags wurde je ein starkes Contingent Truppen in die bernischen Bäder dirigirt, um einen warmen Reinigungsprozeß mit Soda und Seifenlauge durchzumachen. Verdrossen, gleichgültig, braun und grau vor Schmutz gingen sie an uns vorüber; aufgeräumt, singend, blank und rein kehrten sie in wenigen Stunden zurück. Freilich waren nicht allein Kämme und Bürsten an die Badenden vertheilt worden, sondern neue Wäsche und bessere gereinigtere Uniformen, ganze Strümpfe und tüchtiges Schuhwerk. Alle kamen solchermaßen wieder zu einem Gefühl von menschlichem Behagen und leiblicher Sauberkeit — zwei nicht unwichtige Factoren, um den moralischen Muth des Mannes zu heben. Die je zurückbleibende Mannschaft konnte sich nach Belieben an die Tische in der Haupthütte setzen, um den dort gratis ertheilten Unterricht im Lesen und Schreiben, Geschichte und Geographie zu benutzen.

Um die Mittagszeit war es wieder ein lebendiges, fesselndes Bild, welches sich in der improvisirten Bretterstadt entrollte. Der große Feldkochheerd erschien als Brennpunkt des-

---

*) Eine Ausnahme von der anderswo eingeführten Morgensuppe.

selben. Vier bis sechs Riesenkessel enthielten die Soldatensuppe — ein überaus kräftiges Bouillon, mit Reis, Grütze oder Erbsen versetzt; als weitere Zuthaten sah man aus dem brodelnden Naß Rüben, Kartoffeln und Kohlköpfe herausgucken, — also kein zu verachtendes Mittagsbrod für den Magen eines hungrigen Soldaten. Der bekannte Spatz, ein Stückchen Rindfleisch an ein schlankes hölzernes Stäbchen gespießt und ein tüchtig Stück Commisbrod vervollständigten dasselbe. Aber der Franzmann ist ein Feinschmecker, nicht vergeblich hat sich die französische Küche überall in der Welt als verfeinerte Kochkunst ein Anrecht erworben; sie entspringt dem verwöhnten Gaumen des französischen Bürgers. So auch hier. Die Soldaten mißten schwer ihre „Salade“ und da sie nichts Besseres zu thun hatten, so sah man die Rothhosen an allen Wegen und Stegen, Rainen und Feldern, wie eben so viele zerflatterte rothe Mohnblumen, nach ihrem Lieblingsgericht suchen. Messerbewaffnet zogen die bärtigen Krieger aus; aber ihre Arbeit war die friedliche einer alten Höckerin, da sie keinem Lebendigen nachstellten, sondern die jungen Sprossen des Löwenzahnes zu benanntem Beigemüse ausstachen. Dann kauften sie sich von ihrem Halbsolde für wenige Rappen Oel, Essig und Gewürz, und waren glücklich wie die Kinder. — Letztere Eigenschaft schien uns überhaupt ein Hauptzug ihres Karakters zu sein, harmlos, freundlich bis zur Liebenswürdigkeit, unwissend, unbesorgt von heute auf morgen in den Tag hineinlebend, — ließe sich dennoch bei richtiger Schulbildung aus ihrer leichtbeweglichen Intelligenz gewiß manches Treffliche heranbilden, was jetzt durchschnittlich noch fehlt.

War das Wetter günstig, so erschienen in den Nachmittagsstunden zu Fuß, zu Roß und zu Wagen in langen Zügen die gutherzigen Einwohner der Stadt, um sich die

Gefangenen anzusehen und reichlich zu beschenken. Alte Mütterchen brachten Blechgefäße voll Milch und Kaffee, junge Bursche bewaffneten sich mit höchst willkommen geheißenen französischen Weinflaschen, die guten Hausfrauen brachten Backwerk und kleine ungeduldige Kinderhände hielten Körbe mit lachenden Winteräpfeln oder Säckchen voll gedörrten Obstes. — Es war ein Bild rührender Menschlichkeit, in jedem Gesichte jener gemeinsame Zug schöner innerer Zufriedenheit, der den freudigen Geber kennzeichnet. Auch die Reichen hatten sich emporgerafft und wir haben manch großem vollgepfropften Korbe, manch wohlbepacktem Fiacker mit innerem Behagen nachgeschaut, denn sie bargen Kleider, Nahrungsmittel und Weine für die Internirten. Ein liebenswürdiger Zug der gemeinsamen Unglücksgefährten war deren Freigebigkeit; es berührte oft bei dem Vertheilen von Liebesgaben wohlthätig den Geber, die Bitte zu vernehmen, diesem oder jenem Hintermann etwas zu verabfolgen, welches der Empfänger doppelt anzunehmen sich scheute.

Ja, um den Internirten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sei es hier gesagt: daß durchschnittlich keine Indiscretion, kein Aufdringen, kein Bettel stattfand; hie und da eine schüchterne Bitte, wie z. B.: „Ah, Madame, si vous aviez un petit morceau de savon;“ „Une brosse s'il vous plait“. „Quel plaisir me ferait quelques aiguilles et du fil pour coudre,“ etc. etc.; das waren ihre ständigen Bitten, die doch kaum unbescheiden klangen.

Das Lagerleben begünstigte natürlich eine Art Dolce-far-niente, welches sich die von Strapazen hart Mitgenommenen gern gefallen ließen. Nur Wenige meldeten sich zur regelmäßigen Arbeit; die Mehrzahl vergnügte sich mit Spiel und Tanz, Ringen und Springen. Hier sah man an einem sonnigen Fleck einige Zuaven und Turcos gravitätisch beim

Kartenspiel sitzen, die Gesichter leidenschaftlich erregt; den Knebelbart mit der einen Hand streichend, in der andern hoch die schmierige Karte haltend. Dort drehten einige Unteroffiziere läßig ihre Cigarretten und schienen sich in der Welt um nichts zu kümmern, als um die kleinen bläulichen Rauchwolken, die sich zwischen dem feinen, schwarzen Schnurrbärtchen emporkräuselten. Nur einige wenige Ausnahmen brachten ihre Freistunden in der Eßhütte zu, und zwar auf eine verhältnißmäßig nützliche Weise, indem sie Briefe schrieben, lasen, d. h. unter Mithülfe einiger Kameraden mühsam zusammenbuchstabirten, oder gar ein Buch zur Hand nahmen, hinter dessen Blättern sie weidlich gähnten. Kein rechter Eifer, kein Sporn zu geistiger Arbeit schien vorhanden zu sein. Wir versuchten es, einem helläugigen frischen Marinesoldaten eine deutsche Grammatik zu schenken, aber er wollte nichts davon wissen, und lachte uns mit seinen tadellos blanken Zähnen an, als wir ihm das Erlernen der deutschen Sprache anriethen. Er hielt zwar einen Bleistift und ein Blatt Papier in der Hand; aber er konnte keinen Buchstaben schreiben, sondern hatte sich damit vergnügt, kleine geistreiche Carricaturen von seinen Kameraden zu entwerfen. Der junge Mann war ein Breton und verstund nur seinen Landesdialekt, also kein einziges französisches Kommandowort, geschweige eine Anrede. Keiner wußte auch nur im Entferntesten, weßhalb der Krieg losgebrochen — mit Ausnahme der gebildeteren Offiziere — keiner hatte eine Idee, wie die Sachlage stund. Mit einem andern jungen Menschen, einem Provençalen, war es dasselbe, nur daß der bildhübsche Bursche seine Unwissenheit mit etwas französischem Schliff zu bemänteln suchte. Artig und höflich, wie ein Gentleman, lud er uns zum Sitzen ein und ließ bei den Thüren seiner Baracke salongemäß die Damen zuerst passiren. Seine gesunde bräunliche Hautfarbe,

seine Glutaugen mitsammt dem schwarzen Kraushaar und die überraschend blanken Elfenbeinzähne stempelten ihn fast zu einem italienischen Typus. Er war äußerst dankbar und erkenntlich für die wenigen Gaben an Obst und Kleidern, die wir noch für ihn übrig hatten; besonders schien ihn eine elegante Cravatte zu erfreuen, mit der er sich am Sonntag zu schmücken leuchtenden Auges versprach. Als wir ihm jedoch einige militärische Fragen vorlegten, war er auf einmal stumm und wußte rein nichts zu beantworten, sondern starrte uns mit seinen Flammenaugen an, als ob wir närrisch wären. Ein Fragment dieser Conversation mag als Müsterchen französischer Unwissenheit dastehen, und zwar als durchaus unverändert und fast unübersetzbar auf französisch *):

„Qui est-ce qui vous a commandé?“

„Ma foi, je pense un général“

„Mais quel est son nom? Bourbaki ou bien Clinchant?

„Oh ça, je ne saurais vous dire lequel des deux.“

„Et le nom de votre officier?“

„Impossible de me le rappeler; c'est bien égal du reste.“

„Avez-vous été dans une bataille?“

„Ah, je crois bien à Marie-aux-chênes, vilaine affaire ça.

„Etiez-vous bien guidés, aviez-vous des canons?“

Ah ça, oui, — nous avions de gros canons, — puis des mitrailleuses. On chargeait, on tirait pour sûre; mais personne ne nous commandait.“

---

*) Wir citiren das Idiom des Provençalen nicht als besonders correctes Französisch.

„Comment, personne vous dirigeait? Et vos camarades?“

„Oh, la moitié ne faisait que regarder, au lieu de nous aider, puis la chose nous parût embêtante et nous prîmes la fuite.“

Als wir dem guten Burschen die Gründe etwas näher auseinanderzusetzen suchten, weßhalb die deutschen Truppen überall den Sieg davongetragen hätten, als wir von ihrer Disziplin, Bildung, von ihren Kenntnissen in Geographie und Sprachen redeten, da zuckte unser Provençale höflich gutmüthig die Achseln und meinte:

„Oh pour ça je ny crois rien! Ils avaient plus de généraux savants ça se peut, ils étaient mieux guidés; mais nous avions les mêmes canons, le même courage, des souvenirs plus glorieux; — seulement on nous a fait des trahisons; mais nous irons nous venger un jour, vous le verrez.“

Also immer derselbe Fehler: der Franzose ist zu eitel, um sich von der eigenen Untüchtigkeit zu überzeugen, und dieß wird ihm zum Fall. Liebenswürdig ist er dazu, intelligent und praktisch. Schaut nur dort am Brunnen den Wäscher oder „Lessiveur“, wie sie ihn nennen. Mit hochaufgestülpten Hemdärmeln ist er so adrett und leicht wie ein Wäschermädchen; hebt seine Wäsche in die Höh, wirft sie herunter, knetet sie, seift sie, rollt sie, peitscht sie auf Brettern, schwingt und ringt sie aus wie ein Bajazzo. Freilich hat er einen Kreis von Zuschauern und Zuschauerinnen, was einen Franzosen immer begeistert und zu etwas Comödienspiel anreizt. Dort führt man einen langen Zug von Turkos und Zuaven heim vom Spaziergang. Den Fez hinten am Kopf, die Hände in den verschnürten Hosentaschen, schauen sie mit

einer Miene, die der Franzose selbst „effronté“ nennen würde, in's Publikum. Es liegt eine kaum gebändigte Wildheit, eine katzenartige Verschlagenheit auf den Zügen der Meisten. Du gestehst dir selbst, daß du nicht in ihrer Mitte sein möchtest während eines Volkaufruhrs; daß dir bange sein würde in ihrer Nähe, wenn sie die Sieger statt die Besiegten wären.

Nach und nach ziehen sich die Menschen alle nach einem Punkte, nach der Eßhütte. Das Signal ruft, die Abendsuppe wird ausgegeben. Am Hauptherde tummeln sich die Köche und haben kaum Zeit, die Cigarren in Empfang zu nehmen, die wir dort bei den nahen Buden ihnen zum Dessert gekauft haben. Vielleicht sind sie schon etwas verwöhnt und blasiert, desto freundlicher nehmen unsere wachestehenden Schweizermilizen einen „Glimmstengel“ an, denn ihre gutherzige Natur ist fast ein wenig ermüdet durch das ewige Mitansehendürfen der Franzosengaben; und sie stehen so tapfer Wache und haben doch auch einen Magen und notabene den Krieg nicht angefangen, wie die Rothhosen, (wie Einer etwas unwirsch bemerkte). — In der Hütte geht es lebhaft zu, wir schreiten hindurch und werden zum Oeftern aufgefordert mitzuhalten oder doch die Suppe zu kosten. Der Franzose kann nicht ruhig und gesetzt sein Mahl verzehren, wie der Deutsche oder gar der Schweizer. Er rennt umher, setzt sich, ruft seinem Freunde, reißt Possen und Wortspiele, bedient die Andern, gibt einem hungrigen Kinde die Hälfte und statt sich auszuruhen und zu kräftigen, regt er sich auf und weiß nachher kaum, daß er gegessen hat. — Endlich verstummt der Lärm, die frühe Winterdämmerung hüllt die Baracken ein, die Besucher kehren zur Stadt zurück, die Internirten suchen ihre Schlafstellen. Wehe dem, der mit Schnupfen oder Katarrh behaftet in die Nähe einer Thüre oder eines Fensters

zu liegen kommt, beide schließen äußerst mangelhaft und der eisige Nordwind fegt hindurch. Freilich wird stark in den kleinen eisernen Oefen geheizt, aber sie erkalten fast eben so rasch als sie glühend werden. Ein leichter Nebelbrodem vermischt sich mit dem aufsteigenden Rauche, noch hört man den Tritt der Wachmannschaften, dann Alles still und stumm.

Langsam entfernen wir uns von der improvisirten Stadt und schauen nach den Alpen hinüber, die klar und hoch und winterbeschneiet am Horizont emporsteigen. Fast kein Blick hat sie heute gestreift, kein bewundernder Ruf sie begrüßt, denn bekanntlich geht dem Franzosen die ächte Freude an der Natur nahezu durchschnittlich ab. Es war Genuß, nach all' diesen Scenen in stiller, winterlicher Mondnacht noch etwas auf dem weiten erinnerungsreichen Wylerfelde einherzuschreiten. Ab und zu fanden auf diesem Fleck Erde die bernischen, ja die schweizerischen Jugend- und Volksfeste statt. Vor Allem das große Schützenfest mit seinen Gästen und Toasten, mit seinen Preisvertheilungen und Kränzen. Jetzt hatten die Bretter seiner Festhütte sich dazu bequemen müssen, das Lokal der Eßbaracke darzustellen. Wie manches Schwing- und Kletterfest — (meistens Centralvereinigungen) — hatte sich auf diesem freien Platze abgewickelt; junge, lebensfrische Kadetten hatten sich hier im Spiel der Waffen geübt, geschmeidige, jugendliche Turner sich producirt — Alles war schon dagewesen. Die Ankunft der ersten Lokomotive war im Kanton Bern officiell auf dem Wylerfelde gefeiert worden; hier war der provisorische Bahnhof gewesen, dessen enger Raum in kurzer Zeit manche Trennung — manch' Wiedersehen erlebt haben mochte.

In früherer Zeit war die Flora des Wylerfeldes und Waldes nicht ganz uninteressant, verschiedene Orchisarten, das braun und goldene Frauenschühlein lockten den botani-

sirenden Studenten, während die Kinderwelt in Maiblumen, Vergißmeinnicht und Haiderosen schwelgte. Quellenreich ist der Wald noch immer, ja Fuchs wie Hase haben darin ihren Bau, ihr Lager. Noch läuten die Glocken der friedlich weidenden Kuhherde neben dem keuchenden Ungethüm der Lokomotive; aber wenn dein forschendes Auge aus dem Wagenfenster die bräunliche Fläche streift, so kannst du kaum errathen, daß dieses Feld vormals wie eine Wiesen-Idylle aussah, und nur an dem etwas unebenen Erdreich erkennst du die Stätte, wo das improvisirte Barackenlager der fremden Gäste gestanden. Die nivellirende Hand des jetzt herrschenden Zeitgeistes verwischt oft nur zu rasch die Spuren ungewohnter interessanter Begebenheiten; lasset uns deßhalb dieselben treu im Gedächtniß bewahren! Das weite Feld des Wylers möge uns jedoch künftig weniger Scenen des Mangels und der Hülfsbedürftigkeit, als Bilder der Freude, der Festlichkeit bieten!